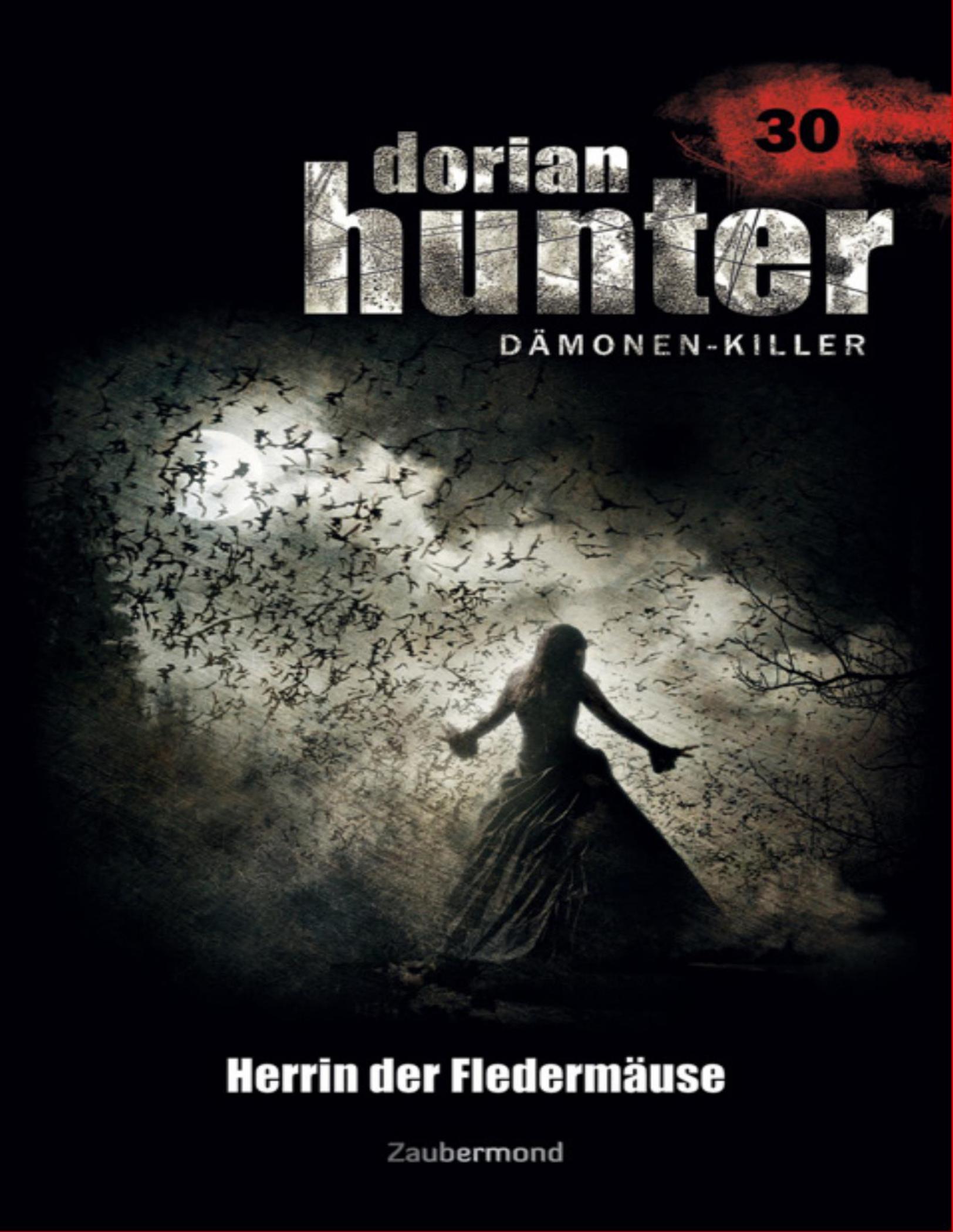


30

dorian hunter

DÄMONEN-KILLER



Herrin der Fledermäuse

Zaubermond

Herrin der Fledermäuse

dorian hunter

DÄMONEN-KILLER

Band 30

Herrin der Fledermäuse

von Ernst Vlcek, Neal Davenport und Roy Palmer

© Zaubermond Verlag 2012
© "Dorian Hunter - Dämonenkiller"
by Pabel-Moewig Verlag GmbH, Rastatt

Lektorat: Reinhard Schmidt
Titelbild: Mark Freier
eBook-Erstellung: story2go

<http://www.zaubermond.de>

Alle Rechte vorbehalten

Was bisher geschah:

Der ehemalige Reporter Dorian Hunter hat sein Leben dem Kampf gegen die Schwarze Familie der Dämonen verschrieben, seit seine Frau Lilian durch eine Begegnung mit ihnen den Verstand verlor.

Seine Gegner leben als ehrbare Bürger über den gesamten Erdball verteilt. Nur vereinzelt gelingt es Dorian, ihnen die Maske herunterzureißen.

Bald kommt Hunter seiner eigentlichen Bestimmung auf die Spur: In einem früheren Leben schloss er als französischer Baron Nicolas de Conde einen Pakt mit dem Bösen, der ihm die Unsterblichkeit sicherte. Um seine Sünden zu büßen, verfasste de Conde den »Hexenhammer« – jenes Buch, das im 16. Jahrhundert zur Grundlage für die Hexenverfolgung wurde. Doch der Inquisition fielen meist Unschuldige zum Opfer; die Dämonen, auf die de Conde es abgesehen hatte, blieben ungeschoren.

Der Pakt galt, und als de Conde selbst der Ketzerei angeklagt und verbrannt wurde, wanderte seine Seele in den nächsten Körper. So ging es fort bis in die Gegenwart.

Dorian Hunter begreift, dass er die Wiedergeburt de Condes ist. Es ist seine Aufgabe, den Dämonen nachzustellen und sie zu vernichten. Vielleicht ist dieser angeborene Dämonenhass der Grund dafür, dass er die Unterstützung des britischen Secret Service verliert, dessen »Inquisitionsabteilung« Dorian vorübergehend leitete.

Hunter wäre auf sich allein gestellt, blieben ihm nicht die engsten Mitstreiter im Kampf gegen die Dämonen: Zunächst

wäre da die junge Hexe Coco Zamis, die früher selbst ein Mitglied der Schwarzen Familie war, bis sie wegen ihrer Liebe zu Dorian den Großteil ihrer magischen Fähigkeiten verlor. Hin und wieder eine große Hilfe ist ebenfalls der rätselhafte Olivaro, der früher selbst einmal als Oberhaupt der Schwarzen Familie fungierte, inzwischen aber offenbar die Seiten gewechselt hat und Dorian unterstützt. Allerdings bleiben die wahren Absichten des undurchsichtigen Überläufers meist im Dunkeln.

Weitere Mitstreiter sind neben Unga, dem Steinzeitmann, und dem magisch auf Zwergengröße geschrumpften Ex-Secret-Service-Agenten Don Chapman vor allem die Bewohner von Castillo Basajaun, einer alten Burg in Andorra, die Dorian Hunter als Hauptstützpunkt für das Dämonenkiller-Team ausgewählt hat.

Von Castillo Basajaun aus starten Dorian und Coco ihren Versuch, die - neben der Schwarzen Familie der Dämonen - größte Gefahr für die Menschheit zu bannen. Es handelt sich um die kürzlich erstmals aufgetauchten Janusköpfe, die die Erde von der Januswelt Malkuth aus überschwemmen. Böartiger und teuflischer als die Dämonen, versuchen sie offenbar, die totale Gewalt über die Menschheit zu erlangen. Auch Olivaro und Coco sind offenbar in ihre Fänge geraten und auf Malkuth verschollen - einer gefährlichen Welt, auf der unter anderem körperlich entstellte sogenannte Psychos als gegensätzliche Abbilder hiesiger Menschen ihr Unwesen treiben.

Um Coco und Olivaro zu retten, unternimmt Dorian eine Reise nach Malkuth - und findet sich im Innern eines riesigen Organismus wieder, aus dem die Januswelt offenbar besteht. Nur mithilfe des Ys-Spiegels gelingt es ihm, die Herausforderungen auf Malkuth zu meistern und Coco unversehrt zur Erde zu bringen.

Damit ist die Gefahr, die von Malkuth droht, allerdings

nicht gebannt. Immer noch treiben Janusköpfe auf der Erde ihr Unwesen und streben die Herrschaft über Dämonen wie Menschen an.

Dorian und Coco finden allerdings kaum Zeit, sich mit den Janusköpfen zu befassen, denn ihr Sohn Martin, der sich an einem nur Coco bekannten Ort aufhält, schwebt in höchster Gefahr. In einem Kindergarten hat Martin einen anderen Jungen namens Theo kennengelernt, der sich daran ergötzt, Tiere und Menschen grausam zu quälen.

Dorian ahnt nicht, dass Theo der Sohn eines alten Bekannten ist und dass die Dämonen längst ihre Hände nach Martin ausgestreckt haben ...

Erstes Buch: Zitadelle der Verdammten

Zitadelle der Verdammten

von Ernst Vlcek

1. Kapitel

Es war eine milde, klare Märznacht. Die Sterne strahlten so hell vom Himmel, dass man die ganze Ria von Vigo übersehen konnte. Sie tauchten das ruhige Meer und die umliegenden Hügel in sanftes Licht. Deutlich hoben sich die hell-dunklen Parzellen der Minifundien, mit Mais und Kohl bebaut, wie das Muster eines großen Schachbrettes voneinander ab.

Dort lag Vigo und in der anderen Richtung, direkt am Strand, der steinerne Hórreo seines Vaters. Maria erwartete ihn in der Scheune. Knapp davor gabelte sich der Weg, und dort stand das hohe Calvario, die Betsäule.

Darauf hielt Fernando zu.

Plötzlich wurde es unverhofft neblig. Der Nebel wurde immer dichter, bis Fernando kaum noch die Hand vor den Augen sehen konnte. Geräusche störten die Stille der Nacht. Schritte, Stimmen und Säbelgerassel waren zu hören. Fernando drehte sich im Kreise. Die Geräusche schienen von überall her zu kommen. Ein herrisches Kommando war zu hören, Geräusche, wie von exerzierenden Soldaten folgten.

Dann verstummten die militärischen Schritte schlagartig.

»Name?«, fragte eine befehlsgewohnte Stimme in gepflegtem Katalanisch.

Fernando zuckte zusammen. Er wich vor der Stimme des

Unsichtbaren zurück. Eine furchtbare Angst befiel ihn. Er wusste auf einmal, was das zu bedeuten hatte. Sie kamen, um ihn zu holen.

»Name!«, forderte die Stimme wieder, nur diesmal ungeduldiger.

»Ich ...«, begann Fernando. Es versagte ihm die Stimme. Mit einem unartikulierten Aufschrei wirbelte er herum und rannte davon.

»Ein Deserteur! Ausschwärmen!«

Fernando begann schneller zu laufen. Er konnte überhaupt nichts sehen. Ein paarmal stolperte er über Steine und Sträucher, und auf einmal erkannte er, dass er vom Weg abgekommen war und querfeldein lief.

»Fangt ihn! Er darf nicht entkommen!«

Fernando wusste überhaupt nicht mehr, wo er war. In welcher Richtung lag das Meer, wo Vigo und die Scheune seines Vaters? Er musste unbedingt den Hórreo erreichen, bevor ihn seine Verfolger einholten. Maria wartete. Er musste sie unbedingt noch einmal sehen, und wenn es das letzte Mal war. Er bereute es bereits, sich auf diese Sache eingelassen zu haben, aber es schien kein Zurück mehr zu geben.

»Da ist er! Auf ihn!«

Die Verfolger schienen ihn trotz des dichten Nebels sehen zu können. Das Getrampel der Stiefel kam rasch näher. Fernando veränderte wieder die Richtung.

Plötzlich schälten sich aus dem Nebel die schemenhaften Umrisse eines Gebäudes, das trutzig wirkte wie eine Burg. In einem der beiden Fronttürme war ein Fenster erleuchtet. Es roch intensiv nach Seetang. War er bereits am Meer?

Fernando prallte zurück, als sei er gegen eine unsichtbare Barriere gerannt. Vor ihm erhob sich tatsächlich das Gemäuer einer Burg, obwohl er wusste, dass es hier weit und breit keine solche geben konnte.

Da fielen ihm die Geschichten über die versunkene Zitadelle ein, die zu gewissen Zeiten aus dem Meer auftauchen sollte. Hier sollten angeblich die unruhigen Seelen der Matrosen herumspuken, die mit ihren Schiffen und unermesslichen Schätzen in der Ria von Vigo versunken waren.

Fernando hatte auf einmal einen unheimlichen Verdacht, der ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Er rannte von der Zitadelle fort, bis der Nebel sie wieder verschluckt hatte.

»Lasst ihn nicht entkommen!«

Fernando bahnte sich einen Weg durch dichtes Gesträuch. Auch hier stank es nach Seetang. Zwischen den Sträuchern tauchten immer wieder verwahrloste Grabsteine auf.

Aber wieso? Hier gab es keinen Friedhof! Nur die Legenden wussten von einem solchen zu berichten. Es sollte ein verfluchter Ort sein, den niemand verlassen konnte, wenn er ihn einmal betreten hatte.

Fernando strauchelte und fiel mit dem Kopf hart gegen einen der Grabsteine. Für einen Moment war er wie benommen.

Als er die Augen aufschlug, blickte er genau auf die ungelenke Inschrift des Grabsteins. Dort stand: *Fernando Vergara*.

Aber das war sein Name!

Mit einem Aufschrei sprang er hoch und lief wie von Furien gehetzt weiter. Endlich ließ er den Friedhof hinter sich und erreichte das freie Feld. Hinter sich vernahm er immer noch die Schritte und die wütenden Stimmen seiner Verfolger.

Da tauchte erneut ein Schemen im Nebel auf. Es war ein schlankes, hoch aufragendes Gebilde. Erleichtert stellte Fernando fest, dass es sich um die Betsäule am Kreuzweg handelte.

Er ließ sich erschöpft dagegen fallen, umarmte die steinerne Säule und betete.

Der Nebel riss schlagartig auf, verflüchtigte sich, und auf einmal war wieder sternklare Nacht.

Fernando blickte sich ängstlich um. Niemand war zu sehen. Es fanden sich auch keine Hinweise auf die Existenz eines Friedhofs oder einer Zitadelle.

Nachdem er wieder einigermaßen zu Atem gekommen war, lief er, so schnell er konnte, zu dem steinernen Speicher seines Vaters. Die beiden Kreuze an den Dachgiebeln vermittelten den Eindruck von einer kleinen Kapelle. Für Fernando war es ein Zufluchtsort, wo er Asyl vor den Schrecken der Nacht finden konnte.

»Maria!«, rief er, während er durch die Öffnung in die Scheune stürzte. »Maria, bist du da?«

Er hörte ihren raschen Atem, spürte, wie sich sanfte Haut gegen sein Gesicht schmiegte und sich schlanke Arme zärtlich um ihn schlangen, und er klammerte sich an die zierliche Gestalt, als befürchtete er, sonst in einen unendlich tiefen Abgrund zu fallen.

»Fernando, was ist denn nur passiert?«

Er gab keine Antwort, hielt die Geliebte nur fest im Arm, küsste ihr Gesicht und ihren Körper. Die Erinnerung an die schreckliche Wirklichkeit ließ ihn zu einem zitternden Nervenbündel werden.

Er bettete sein Gesicht schluchzend in ihren Schoß.

»Fernando ...« Sie ließ ihm Zeit, bis er sich von seinem Schock erholt hatte. Es dauerte eine geraume Weile, bis sein Körper zu zittern aufhörte.

Er hob den Kopf. »Maria, ich bin gekommen, um von dir Abschied zu nehmen. Ich gehe fort.«

Sie blickte ihn nicht an, streichelte seine Hand, starrte ins Leere. »Warum?«, fragte sie tonlos. Und: »Wohin?«

»Ich ertrage die Armut nicht mehr«, schrie er fast. »Ich möchte nicht wie mein Vater ein Leben lang schufteten und trotzdem ein armes Schwein bleiben. Ich werde meinen Weg

machen. Ich habe auf einem Schiff angeheuert. Wenn ich zurückkomme, werde ich reich sein.«

Sie kannte das. Schon viele tatendurstige junge Männer hatten Galicien verlassen, um in der Fremde reich zu werden. Irgendwann kamen sie zurück, gebrochen, enttäuscht, verbittert. Man fand sie überall in Galicien auf ihren zweirädrigen Ochsenkarren sitzend, auf ihren winzigen Minifundien Mais einholend, in den Straßen vor den Cafés herumlungern - noch immer träumend von den verpassten Gelegenheiten in der Vergangenheit.

»Ich weiß, was du denkst, Maria«, sagte Fernando. »Aber mir wird es nicht so ergehen wie diesen gescheiterten Existenzen. Ich werde mein Glück machen.«

»Auf einem Schmugglerschiff?«

»Ich gehe auf Schatzsuche.«

»Fernando!«

»Nicht, Maria!« Er legte ihr eine Hand auf den Mund. »Ich habe mich entschieden. Du kannst mich nicht mehr umstimmen. Ich könnte auch nicht mehr zurück, denn ich habe mich mit meinem Blut verpflichtet.«

Jetzt war es an ihr, zu weinen. Sie hatte sich nicht viel vom Leben erwartet; nur ein kleines Glück. Aber selbst das entriss ihr das Meer.

Sie spürte, wie er wieder zu zittern begann, und das ließ sie doch noch hoffen. »Wovor fürchtest du dich eigentlich, Fernando?«

»Ich habe keine Angst.«

»Bist du zu stolz, um mir zu sagen, was eigentlich passiert ist? Vertraue dich mir an!«

Er ballte die Hände zu Fäusten, um das Zittern zu verbergen. »Ich kann es nicht recht erklären. Ich weiß selbst nicht mehr genau, wie alles gekommen ist. Da war ein Mann. Ich habe ihn eines Nachts getroffen. Wir haben über die Schätze geredet, die in der Bucht von Vigo verborgen

liegen, Schätze, die nur darauf warten, gehoben zu werden.«

Sie lächelte. Alle jungen Männer träumten davon, die Schätze der versunkenen Galeonen zu heben. Viele hatten ihr Leben und ihre Träume im Meer gelassen. »Aber dann brauchst du nicht fortzugehen«, sagte sie. »Die Bucht breitet sich direkt vor uns aus. Wenn du ihre Schätze heben willst, dann wirst du mir nicht fern sein.«

»Es ist etwas anderes«, sagte er. »Ich kann es dir nicht erklären. Ich weiß selbst nicht genau - aber ich werde für eine Weile fort sein. Wirst du auf mich warten?«

Sie schüttelte verständnislos den Kopf, versuchte seinem Blick zu begegnen, aber er wich ihr aus.

Plötzlich drückte er sie wieder an sich. »Wartest du auf mich, Maria? Ich muss fort. Wenn ich nicht freiwillig gehe, werden sie mich holen.«

»Wer?«

Er gab keine Antwort. Wieder spürte sie, dass er zitterte. Sie verstand nicht, warum er auf seiner Entscheidung beharrte, wenn er Angst hatte.

Sein Kopf ruckte hoch. »Hörst du den Ruderschlag?«

»Nein.«

»Sie kommen, um mich zu holen. Ich muss gehen.«

»Wer kommt, dich zu holen, Fernando?«

»Sie rufen mich.«

Er erhob sich. Sie versuchte, ihn zurückzuhalten, aber entschlossen entzog er sich ihrem Griff und lief aus dem Speicher. Sie raffte ihr Kleid hoch und folgte ihm ins Freie. Er drehte sich um. »Bleib zurück, Maria! Sie sollen dich nicht sehen.« Der Strand lag in dichtem Nebel. Fernando lächelte ihr noch einmal zu, dann war er im Nebel verschwunden.

Sie rief seinen Namen, aber er antwortete nicht. Verzweifelt lief sie den Strand entlang, in der Hoffnung, die Anlegestelle zu finden; sie schlug seine Warnung einfach in

den Wind.

Jetzt konnte auch sie den Ruderschlag eines Bootes hören. Die Geräusche näherten sich dem Ufer. Gedämpfte Stimmen unterhielten sich. Sie bildete sich ein, dass von holländischen und englischen Flotten gesprochen wurde und von einer Seeblockade.

»Wenn wir komplett sind, stechen wir in See.«

»Hoffentlich haben wir bald eine vollzählige Mannschaft.«

Sie konnte das Geräusch der gegen den Bootsrumpf schlagenden Wellen deutlich hören. Kies knirschte, als der Kiel sich in den Ufersand bohrte.

»Da ist der Neue!«

»Name?«

»Fernando Vergara.«

Maria lief den Stimmen nach. Doch sie schienen jedes Mal aus einer anderen Richtung zu kommen, und je näher sie ihnen zu kommen glaubte, desto weiter entfernten sie sich. Maria war verzweifelt. Wieder rief sie den Namen ihres Geliebten. »Los, fort von hier!« Erst jetzt fiel ihr auf, dass die Unbekannten nicht das Gallego der Einheimischen sprachen. Es war deutlich zu hören, wie das Boot wieder ins Wasser gezogen wurde. Der Ruderschlag entfernte sich rasch, wurde immer leiser, verhallte schließlich ganz.

Nur noch einmal wurde die Stille der Nacht unterbrochen, als fernes Kettenrasseln zu hören war, dem ein lang gezogener Schrei folgte. Dann erst war es endgültig still.

Der Nebel verflüchtigte sich.

Die Sterne strahlten wieder hell vom Himmel, spiegelten sich tausendfach in der glatten See. Nirgends war ein Boot zu sehen. Auch von Fernando fehlte jede Spur.

Maria stand allein am Strand. Sie krümmte sich und glitt langsam zu Boden, wobei ihr Körper von heftigem Schluchzen geschüttelt wurde. Sie wusste, dass sie Fernando nie mehr wiedersehen würde.

Auf dem Tragflügelboot herrschte dichtes Gedränge. Es war nicht leicht gewesen, einen Platz auf der Fähre zu ergattern. Alle Leute wollten auf einmal aus Palermo fliehen. Doch irgendwie hatten es Coco Zamis und Dorian Hunter doch noch geschafft, einen Platz auf der Fähre zu bekommen. Nun lag Sizilien zehn Seemeilen hinter ihnen. Die Fähre steuerte Ustica an.

»Was auf Sizilien passiert ist, kann sich jederzeit und an jedem Ort der Welt wiederholen«, sagte Dorian und versuchte, sich in dem Gedränge etwas Platz zu machen. Das Geschnatter aufgeregter Menschen rund um ihn zernte an seinen Nerven.

Er legte Coco einen Arm um die Schultern und drückte sie an sich. »Ich stelle mir vor, was passiert, wenn dieses Phänomen in einer Großstadt auftritt.«

Coco blickte zu ihm auf. »Du hast im Tempel des Hermes Trismegistos auf Island die Vision einer Großstadt in Panik gehabt. Glaubst du, dies könnte eine Parallele zu den Geschehnissen auf Sizilien sein?«

»Möglich. Aber ich kann mir darüber noch kein Urteil bilden«, erwiderte Dorian schulterzuckend. Er schob Coco durch die Menge und sagte grollend: »Irgendwo muss man auf dieser Fähre doch etwas zu trinken bekommen.«

Er drängte einen kleinen Sizilianer beiseite, der wild gestikulierend auf eine Gruppe alter Frauen einsprach.

Dorian fuhr fort: »Bisher haben sich schon drei Prophezeiungen bewahrheitet: die Invasion der Riesenkraken, der zum Leben erwachte Kreuzritter und die Bedrohung aus dem ägyptischen Sarg. Und schließlich wurde auch die vierte der insgesamt sieben Prophezeiungen wahr, die unseren Sohn betraf.« Dorian ballte die Hände zu Fäusten. »Martin ist in höchster Gefahr. Ich habe es von

Anfang an gespürt. In Palermo war er mir zum Greifen nahe. Coco, weißt du, was für ein schreckliches Gefühl das ist, wenn man so knapp vor dem Ziel versagt? Es ist alles meine Schuld. Wenn ich in diesem entscheidenden Augenblick nicht die Nerven verloren hätte, wäre meine Gesichtstätowierung nicht sichtbar geworden. Aber ich hatte mich nicht unter Kontrolle, und als Martin mein Stigma sah, floh er vor mir. Mein eigener Sohn fürchtete mich mehr als den Dämon, der ihn bedroht. Ich werde mir ewig Vorwürfe machen.«

»Du sollst dich nicht so quälen, Dorian«, redete ihm Coco zu. »Es wird dadurch nichts besser.«

»Aber Martin befindet sich in der Gewalt des Kinddämons, ohne zu wissen, in welcher Gefahr er schwebt.«

»Das ist besser so.«

»Ja, vielleicht. Was für ein schwacher Trost! Martin ist mit Baphomet durch ein Dämonentor verschwunden. Wo sollen wir nach ihm suchen?«

Sie bahnten sich einen Weg zu einem der Deckaufbauten. Dorian überragte die meisten der Passagiere um Haupteslänge und konnte mühelos über ihre Köpfe hinwegsehen. Als ihm die Regale mit den Flaschen ins Auge stachen, steuerte er mit Coco darauf zu.

Was in Palermo – und überhaupt auf Sizilien – passiert war, konnte nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden. Es war ein unerklärliches Phänomen. Plötzlich war auf der ganzen Insel jegliche Art von Magie ausgeschaltet. Magische Praktiken waren nicht mehr anzuwenden gewesen. Am meisten waren davon die Dämonen betroffen gewesen. Der Vampir Mimo Brancati hatte völlig die Kontrolle über sich verloren, drehte völlig durch. Und Brancati war kein Einzelfall gewesen. Sämtliche Vampire waren Amok gelaufen.

Miss Pickford hatte es prophezeit. Martha Pickford hatte

aber auch verkündet, dass weitere solcher apokalyptischen Erscheinungen auftreten würden, die den Untergang der Welt ankündigten.

Dorian verzog bei diesem Gedanken den Mund zu einem abfälligen Lächeln. Ausgerechnet Miss Pickford, die Haushälterin der Londoner Jugendstilvilla, musste den Propheten spielen! Aber irgendwie ahnte Dorian, dass sie wusste, wovon sie sprach. Ihre Vorhersagen über die Ereignisse auf Sizilien waren kein Zufall gewesen.

Sie erreichten die Bar. Dorian bestellte zwei Bourbon.

»Es ist vorbei.« Coco seufzte erleichtert auf. Als sie Dorians irritiertem Blick begegnete, fügte sie erklärend hinzu: »Das Alldrücken, das die ganze Zeit auf mir lastete, ist auf einmal wie weggeblasen. Das bedeutet, dass wir den Bannkreis verlassen haben. Ich kann meine Fähigkeiten wieder anwenden, Dorian.«

»Darauf trinken wir!« Der Dämonenkiller nahm die beiden Gläser, die der Barkeeper vor sie hinstellte, und wollte eines davon Coco reichen, aber sie schüttelte verneinend den Kopf, und so kippte er sie beide hinunter.

»Dorian!«, rief eine gedämpfte Stimme aus der Brusttasche des Dämonenkillers. »Dorian, kannst du mich hören?«

»Das ist Unga«, stellte Dorian fest. »Er meldet sich über den Kommandostab. Auch die Verbindung klappt wieder.«

»Ich sagte doch, dass wir den Bannkreis verlassen haben«, meinte Coco.

Dorian holte den Kommandostab hervor und zog ihn zu seiner vollen Länge von fünfundvierzig Zentimetern aus. Er blickte sich prüfend um. Niemand beachtete ihn. In dem Gedränge würde er auch nicht weiter auffallen.

Ohne zu zögern, hielt er sich das verdickte Ende mit dem Loch an den Mund und sprach hinein. »Hier Dorian. Auf dem Elfenhof alles in Ordnung, Unga?«

»Na, du hast vielleicht Nerven!«, ertönte die vorwurfsvolle Stimme des Cro Magnon aus der Öffnung des Kommandostabes, aber es schwang ein erleichterter Unterton in der Stimme mit. »Sag mir lieber, was bei euch nicht in Ordnung war!«

Dorian gab ihm in Stichworten einen kurzen Lagebericht. Als er geendet hatte, sagte Unga: »Etwas Ähnliches habe ich mir fast gedacht. Ich wusste, dass die Region Sizilien ein besonders exponiertes Gebiet ist. Erinner dich der beiden Steintafeln, die ich aus dem Tempel des Hermon mitgenommen habe, Dorian! Ich habe mich nun eingehender damit befasst und einige interessante Dinge erfahren. Es kann jederzeit zu weiteren solcher apokalyptischen Ereignisse wie auf Sizilien kommen.«

»Ich würde vorschlagen, dass du dich mit Miss Pickford zusammentust«, sagte Dorian spöttisch. »Glaubst du auch, dass wir am Vorabend des Weltuntergangs stehen?«

»Na, jedenfalls wird die Welt bald kopfstehen«, sagte Ungas besorgte Stimme. »Dorian, wir müssen uns unbedingt treffen, um die Lage zu besprechen. Was ich bisher aus den mir vorliegenden Unterlagen erfahren habe, ist geradezu alarmierend. Wir müssen ...«

»Ich muss gar nichts«, schnitt ihm der Dämonenkiller das Wort ab. »Mich interessiert nur das Schicksal meines Kindes. Alles andere ist mir schnuppe: Soll meinerwegen die Welt zum Teufel gehen.«

»Ich kann deine Lage verstehen«, meinte der Steinzeitmensch. »Ich bin der Letzte, der nicht einsieht, dass dir das Wohlergehen deines Sohnes am Herzen liegt. Aber neben deinen Privatinteressen darfst du deine Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit nicht vergessen.«

»Meine Verantwortung der Allgemeinheit gegenüber?«, wiederholte Dorian fast wütend. »Komm mir nicht mit

solchem Pathos, Unga! Ich bin niemandem als mir und meiner Familie verpflichtet. Hörst du? Ich habe *meine Familie* gesagt. Darauf liegt die Betonung.«

»Gut, ich habe verstanden. Du hast recht. Entschuldige. Aber kann ich dir nicht wenigstens helfen?«

»Nein«, sagte Dorian. »Diese Angelegenheit geht nur Coco und mich etwas an. Du kannst auch den anderen sagen, dass sie sich heraushalten sollen. Das meine ich ernst, Unga. Kümmere dich darum, dass die Welt nicht untergeht! Das ist alles.«

Dorian schob den Kommandostab auf eine Länge von fünfzehn Zentimetern zusammen und verstaute ihn wieder in der Brusttasche.

»Du hättest Unga nicht so abkanzeln sollen«, sagte Coco mit einem leisen Vorwurf. »Diese Behandlung hat er nicht verdient.«

»Er weiß jetzt, woran er ist«, meinte Dorian knapp. Er wechselte schnell das Thema. »Hast du versucht, mit Martin in Kontakt zu treten?«

Coco nickte. Ihr Blick verschleierte sich. »Leider vergeblich.«

2. Kapitel

Ustica - Traum aller Unterwasserjäger, berühmt auch für seine zauberhaften Muschelgrotten.

Für Coco hatte die etwa hundert Quadratkilometer große Insel sechsunddreißig Meilen nördlich von Palermo jedoch keinerlei Reiz. Sie war nur ein Zufluchtsort, eine Zwischenstation auf der Suche nach ihrem entführten Sohn.

Zuerst war das Eiland nur ein bräunlicher Farbkleck auf dem Meer, dann zeichneten sich sonnendurchglühte Klippen ab. Dazwischen tauchten weiße Häuser auf, dicht zusammengedrängt, als wollten sie eine Bastion gegen alles Fremde bilden. Das Tragflügelboot erreichte die Anlegestelle. Die Menschenmassen drängten von der Fähre, als gelte es, ein sinkendes Schiff zu verlassen.

Coco nahm es nur unterbewusst wahr. Sie ging mit ihren Gedanken auf die Reise, streckte sie wie Fühler aus, schickte sie Funksignalen gleich auf die Suche nach einem Empfänger.

Aber ihre gedanklichen Rufe verhallten ungehört. Ihr Sohn gab keine Antwort. Wenn sie wenigstens ein Lebenszeichen von ihm erhalten hätte - nur einen einzigen Gedanken, das hätte ihr schon genügt; dann hätte sie wenigstens gewusst, dass er lebt.

Diese nagende Ungewissheit war unerträglich.

Dorian verließ mit ihr als einer der Letzten die Fähre. Er sagte irgendetwas, das sie nicht verstehen konnte. Sie antwortete auf gut Glück. An dem Blick, den er ihr zuwarf, erkannte sie, dass es die falsche Antwort war. Auch egal. Er wusste, wie ihr zumute war. Ihm ging es nicht viel anders.

Dass sein eigener Sohn bei seinem Anblick Entsetzen empfunden hatte und in die Arme eines Dämons geflohen war, das setzte ihm sehr zu. Coco konnte sich denken, dass Dorian sein Gesichtsstigma verfluchte. Bisher war es ihm wohl noch nie so deutlich geworden, dass er ein Gezeichneter war.

Coco schickte wieder ihre Gedanken aus, in der Hoffnung, dass Martin sie hören und ihr antworten würde. Umsonst. Sie erhielt kein Lebenszeichen von ihm. Ein entsetzlicher Gedanke: Vielleicht war er nicht mehr am Leben? Nein, nur nicht an so etwas denken.

Coco schreckte aus ihren Gedanken hoch. Dorian hatte ihre Hand ergriffen und sie schmerzhaft fest gedrückt. Coco erwachte wie aus einem Traum.

»Da!«, raunte ihr Dorian zu. »Was hältst du von dem dünnen Gespenst dort?«

»Wo?« Coco blickte sich irritiert um.

»Der Schwarzgekleidete im Eingang der Cafeteria mit dem flachen, breitkrempigen Hut. Kommt er dir nicht auch seltsam vor?«

Jetzt erblickte auch Coco die düstere Gestalt, die halb verdeckt von Perlenschnüren im Eingang des Lokals stand. Seine Kleidung erinnerte an einen Spanier. Aber nicht nur dadurch unterschied er sich von den anderen Leuten im Hafen. Er hatte etwas an sich, das dem geübten Blick des Dämonenkillers sofort aufgefallen war.

»Hat er nicht das gewisse Etwas?«, meinte Dorian.

Coco nickte. »Ja, er strahlt etwas Dämonisches aus. Und er lässt den Blick nicht von uns.«

»Dann halten wir uns an ihn.«

Coco folgte Dorian, der auf den Eingang des Lokals zusteuerte. Der Vorhang aus Perlenschnüren bewegte sich, und der Schwarzgekleidete verschwand.

Ein Sizilianer, der mit seiner Frau auf die Cafeteria zuing,

machte wenige Schritte vor dem Eingang kehrt, als hätte ihn sein Instinkt im letzten Moment vor dem Betreten des Lokals gewarnt. Überhaupt machten alle Leute einen Bogen drum herum.

Dorian erreichte den Eingang und schob den Perlenvorhang beiseite, um Coco den Vortritt zu lassen.

Das Lokal war klein. Die Tische waren verschmutzt. Überall standen benützte Gläser und halb volle Flaschen herum, als hätten die Gäste das Lokal fluchtartig verlassen, ohne auszutrinken, ohne ihre Zeche zu bezahlen.

Von dem düsteren »Spanier« war nichts zu sehen. Dorian holte seinen Kommandostab hervor, fuhr ihn aus und hielt ihn wie eine Waffe.

»Ist hier niemand?«, rief er in den Raum hinein.

Coco vernahm ein Geräusch aus dem Nebenraum und steuerte darauf zu, bereit, sich sofort in einen schnelleren Zeitablauf zu versetzen.

»Die Bedienung ist hier mies«, hörte sie aus dem Nebenraum eine schnarrende Stimme auf Spanisch sagen. »Aber Sie werden dennoch auf Ihre Rechnung kommen.«

Coco betrat den Nebenraum und zuckte zusammen. Auf dem Boden kauerten zwei Gestalten, vermutlich der Wirt und seine Frau. Sie waren nackt und mitten in der Bewegung erstarrt. Der Mann und die Frau waren umschlungen, als würden sie einen Ringkampf austragen; nur, wie gesagt, sie waren in dieser Stellung erstarrt. Ihre fetten, schweißnassen Körper dienten dem Schwarzgekleideten als Sitzgelegenheit. Er hockte auf dem gekrümmten Rücken des Mannes und rauchte eine dunkle, lange, dünne Zigarre, die ein süßliches Aroma verbreitete. Jetzt erst fiel Coco auf, dass die Körper des Mannes und der Frau einige kleine Brandwunden aufwiesen, die zweifellos von der Glut der Zigarre stammten.

Dorian stürmte an Coco vorbei und bedrohte den

Schwarzgekleideten mit dem Kommandostab. »Machen Sie diesem Spuk sofort ein Ende, oder ...«, rief er zornig.

»Sie können mir nicht drohen«, erwiderte der Schwarzgekleidete und blies Dorian den Rauch ins Gesicht, dass er sich abwandte. »Wenn Sie mir so kommen, erfahren Sie nie, wie es Martin geht.«

Coco schreckte hoch. Als sie dem Blick des Spaniers begegnete, lächelte dieser süffisant. Er verneigte sich leicht in ihre Richtung hin.

»Sie haben ganz richtig gehört, Señorita«, sagte er. »Ich besitze Informationen über Ihren Sohn.«

»Wer sind Sie?«, fragte Coco.

Der Spanier erhob sich, verneigte sich tief und stellte sich vor. »Izquierdo de Nigran.« Er versetzte dem Mann zu seinen Füßen einen Tritt gegen das nackte Hinterteil und schnippte Zigarrenasche auf ihn. Dann befahl er: »Los, verschwindet! Ihr ekelt meine Gäste an.«

In den Mann und die Frau kam Leben. Sie rafften ihre verstreut umherliegenden Kleider an sich und flohen durch eine Hintertür in den Hof.

»Jetzt sind wir unter uns«, sagte der Spanier. »Gehen wir in die Schankstube. Dort können wir es uns gemütlicher machen.«

Er ging voran. Als Dorian hinter ihm herstürmen wollte, ergriff Coco ihn am Arm und machte ihm ein Zeichen. Sie wollte verhindern, dass sich der Dämonenkiller zu einer unüberlegten Handlung hinreißen ließ.

»Bitte, lass mich die Verhandlung führen«, flüsterte sie ihm zu. Sie folgte dem Spanier und fragte: »Wer hat Sie geschickt? Etwa der Kinddämon Baphomet? Oder Luguri?«

Izquierdo hieß »links« und mochte von den Linkshändern abgeleitet sein, wie die dämonischen Anhänger des Erzdämons in der Steinzeit und im Megalithikum geheißen hatten.

»Falsch geraten«, sagte Izquierdo, der auf einem der Stühle Platz genommen hatte und die Beine auf einem Tisch ausstreckte. »Aber ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen. Ich komme im Auftrag von Olivaro.«

»Das glaube ich nicht«, erklärte Dorian. »Olivaro würde sich nie mit einer Kreatur wie Ihnen einlassen. Sie sind ein Dämon der Schwarzen Familie.«

»Schon lange nicht mehr«, erwiderte der Spanier. »Ich habe schon früher für Olivaro gearbeitet. Der Januskopf hat noch immer viele Verbündete, obwohl er als Fürst der Finsternis versagte.«

Als Dorian etwas entgegenen wollte, sagte Coco schnell: »Was weiß Olivaro von Martin? Kennt er seinen Aufenthaltsort? Wie geht es ihm? Wo ist er?«

Der Spanier schien ihre Unsicherheit zu genießen. Er holte eine neue Zigarre hervor und zündete sie sich genüsslich an.

»Das sind viele Fragen auf einmal«, sagte er. »Aber sie werden auf alle eine Antwort bekommen, wenn Sie nach Galicien gehen.«

»Nach Galicien?«, fragte Coco.

»Was sollen wir dort?«, wollte Dorian wissen.

»Was für eine Frage!«, rief der Spanier belustigt. »Ich denke, Sie interessieren sich für das Schicksal Ihres Sohnes? Kommen Sie nach Vigo! Dort werden Sie Einzelheiten erfahren. Oder trauen Sie Olivaro nicht mehr?«

Coco überlegte. Natürlich traute sie Olivaro. Nach den Abenteuern auf der Januswelt Malkuth hatte sich zwischen ihnen eine feste Freundschaft entwickelt. Olivaro war über jeden Zweifel erhaben. Es fragte sich nur, ob Izquierdo tatsächlich ein Bote von Olivaro war. Es konnte sich ebenso gut um eine Falle Luguris handeln; oder um eine Teufelei Baphomets. Es war noch keine vierundzwanzig Stunden her, dass der Kinddämon mit Martin Sizilien verlassen hatte. Wie

war es Olivaro in dieser kurzen Zeit möglich gewesen, den neuen Aufenthaltsort ihres Kindes ausfindig zu machen?

»Befindet sich Martin in Vigo?«, fragte Coco.

»Diese Frage kann ich nicht beantworten«, antwortete Izquierdo. »Olivaro bat mich nur, Ihnen auszurichten, dass es Ihrem Sohn gut geht und er sich in Sicherheit befindet. Mehr erfahren Sie an Ort und Stelle. Werden Sie kommen?«

»Nur, wenn wir mit Olivaro persönlich sprechen können«, sagte Dorian.

»Das lässt sich bestimmt einrichten«, versicherte Izquierdo. Er erhob sich. »Es ist besser, wenn sich unsere Wege jetzt trennen. Wir sehen uns in Vigo wieder. Suchen Sie das Hotel ›Rias Bajas‹ auf! Sie werden dort erwartet.«

Er holte etwas aus seiner Tasche und legte es auf den Tisch. Es war eine handtellergroße Scheibe, fingerdick; sie schien aus Lehm geformt. In der Mitte befand sich ein drei Zentimeter hoher Dorn, entlang des Außenrandes waren unbekannte Zeichen eingraviert, die alle zum Mittelpunkt wiesen.

»Das ist eine Art Kompass, der Ihnen den Weg zum Hotel zeigen soll«, erklärte der Spanier. »Natürlich könnten Sie sich auch durchfragen, aber es ist zweifelhaft, dass Sie ohne Hilfsmittel Ihr Ziel ungeschoren erreichen würden. Dieser Kompass ist gleichzeitig auch ein Amulett. Sie werden verstehen, dass sich Olivaro absichern muss. Wenn Sie keine weiteren Fragen haben, dann werde ich Sie jetzt verlassen.«

Coco lagen noch viele Fragen auf der Zunge, doch sie wusste, dass sie darauf keine Antwort bekommen würde.

Izquierdo de Nigran drehte sich in der Tür noch einmal um. »Versuchen Sie besser nicht, mir zu folgen!«, sagte er grinsend. »Ich würde es doch merken.«

Damit verschwand er endgültig.

Als Dorian die Tür erreichte und die Straße überblickte,

war der Spanier in der Menge untergetaucht.

»Das gefällt mir nicht«, sagte der Dämonenkiller. »Warum hat sich Olivaro nicht persönlich mit uns in Verbindung gesetzt, anstatt uns diese Vogelscheuche zu schicken? Coco! Was ist los?«

Coco winkte mit einer ungeduldigen Handbewegung ab. Sie wirkte entrückt. Ihr Gesicht war angespannt.

»Martin – unser Sohn«, sagte sie mit abwesender Stimme.

Coco hatte automatisch wieder ihre Gedankenrufe ausgesandt, ohne sich große Hoffnungen zu machen, eine Antwort zu erhalten.

Mutter!

Der vertraute Gedanke traf sie völlig überraschend. Das war unverkennbar ein Impuls ihres Sohnes.

Mein Junge!

Sie war außerstande, die Gedanken zu ordnen, die ihr auf einmal durch den Kopf schossen. Coco empfand Erleichterung, gleichzeitig aber auch Angst. Sie ließ ihrer Freude darüber, dass die quälende Ungewissheit ein Ende hatte, freien Lauf, konnte aber andererseits ihre tiefe Besorgnis nicht verbergen. Ihr war, als hörte sie das Lachen ihres Sohnes. Es klang frei und sorglos.

Mutter, mir geht es gut. Theo ist ja bei mir.

Das versetzte Coco einen Stich. Theo, so nannte Martin den Kinddämon Baphomet, weil dieser sich in dem Körper des dreieinhalbjährigen Theophil Houlkmann eingenistet hatte.

Coco schauderte. Sie versuchte, ihre Ängste vor ihrem Sohn zu verbergen. Martin durfte nicht erfahren, in welcher Gefahr er sich befand. Vermutlich hätte er ihr aber auch gar nicht geglaubt, wenn sie ihm die Wahrheit gesagt hätte. Baphomet übte einen zu starken Einfluss auf ihn aus.

Mein Junge, wo befindest du dich jetzt?

Ich weiß es nicht.

Coco versuchte, aus den Gedanken, die auf sie einstürmten, Anhaltspunkte herauszufinden, die auf Martins Standort schließen ließen. Doch viel war mit seinen Aussagen nicht anzufangen.

Nachdem Martin vor dem Mann mit der leuchtenden Fratze durch das schwarze Tor geflüchtet war, war er zusammen mit Baphomet inmitten einer Schar von Kindern herausgekommen.

Was sind das für Kinder?, erkundigte sich Coco bange.

Martin verstand die Frage nicht.

Jungen und Mädchen verschiedenen Alters, antwortete er, nachdem Coco die Frage präzisierete.

Aus seinen Gedanken war herauszuhören, dass manche der Jungen schon fast wie Erwachsene aussahen und keines der Kinder jünger als er und Theo war.

Martin gefiel es an diesem Ort, obwohl er mit den anderen Kindern Verständigungsschwierigkeiten hatte.

Sie sprechen nicht meine Sprache, erklärte er bedauernd. *Aber Theo versteht sie, und er spricht für mich.*

Coco wollte herausfinden, welche Sprache die anderen Kinder sprachen, um so zu erfahren, in welchem Land sich Martin befand, aber Martin konnte es ihr nicht sagen; er wusste nur, dass es eine andere Sprache war als das Italienisch, das er auf Sizilien gehört hatte.

Hast du dir nicht wenigstens ein Wort gemerkt?, bedrängte ihn Coco.

Ist das so wichtig?

Ja, sehr.

Eine Weile spürte sie Martins Gedanken nicht mehr, und Coco glaubte schon, dass der Kontakt abgebrochen wäre. Aber dann meldete sich Martin wieder.

Mutter?

Ja!

Theo meint ...

Hör nicht auf ihn!, bat Coco. Sag mir irgendetwas in der fremden Sprache.

Muchachos, so werden hier die Buben genannt, Muchachas die Mädchen, kamen Martins Gedanken. *Bist du zufrieden, Mutter?*

Coco atmete auf. Das war wenigstens ein Hinweis. Demnach schien sich Martin tatsächlich irgendwo in Spanien aufzuhalten; möglicherweise sogar in Galicien, wohin Olivaros Bote sie bestellt hatte.

Aber Coco wollte sich damit noch nicht zufriedengeben; sie wollte weitere Einzelheiten.

Martin schwärmte davon, dass er sich in einem wahren Paradies für Kinder befinden würde. Er hatte bisher noch keinen Erwachsenen zu Gesicht bekommen. Die Kinder versorgten sich selbst, verrichteten alle anfallenden Arbeiten; auch die Organisation und die Verwaltung schien in ihren Händen zu liegen.

Coco nahm diese Information begierig auf.

Weißt du, wie der Ort heißt, an dem du dich befindest? Wie sieht die Umgebung aus? Kannst du sie mir beschreiben?

Es ist so schwer. Ich habe noch nicht viel zu sehen bekommen, antwortete Martin. *Und überhaupt ...*

Was ist? Was bedrückt dich?, fragte Coco bange.

Theo meint ...

Hör nicht auf ihn!

Doch, er meint es gut mit mir.

Aber willst du nicht mehr zu mir zurück?

Doch! Nur - es ist besser, wenn ich für einige Zeit schweige, Mutter. Such mich nicht! Ich ...

Coco schrie laut auf. Sie rief verzweifelt nach ihrem Sohn, doch sie bekam keine Antwort mehr.

»Was ist los?« Dorian hatte sie an der Schulter gepackt und schüttelte sie. »Hast du etwas von Martin gehört?«

Sie nickte schwach. »Es scheint ihm tatsächlich gut zu gehen. Aber Baphomet ist noch bei ihm.«

»Wo ist Martin?«, fragte Dorian eindringlich.

»Vermutlich in Spanien«, antwortete sie. »Vielleicht sogar in Galicien.«

Dorian ließ sie los. Er griff nach dem seltsamen Amulett, das Olivaros Bote zurückgelassen hatte, und nahm es an sich.

»Dann gehen wir nach Vigo«, sagte der Dämonenkiller entschlossen. »Es wird nicht schwerfallen, ein Magnetfeld zu finden, von dem aus wir an unser Ziel springen können. Das Amulett sollte dafür sorgen, dass wir an der richtigen Stelle herauskommen.«

Coco wollte einwenden, dass es vielleicht klüger wäre, zuerst einen Abstecher nach Basajaun zu machen, um sich besser auszurüsten und vielleicht Verstärkung zu holen, aber dann sagte sie sich, dass es besser war, keine Zeit zu verlieren. Außerdem konnten sie von Olivaro Unterstützung erwarten.

Coco folgte Dorian durch die winkeligen Gassen von Ustica. Der Dämonenkiller hielt den Kommandostab wie eine Wünschelrute vor sich. In einem schmalen Durchlass zwischen zwei Häusern schlug der Kommandostab aus. Damit zeigte er das Vorhandensein eines starken Magnetfeldes an.

Während Dorian das Magnetfeld mit dem magischen Zirkel absteckte, musste Coco einen allzu neugierigen Inselbewohner hypnotisieren, der ihr seltsames Treiben von einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses aus beobachtete.

»Fertig«, sagte Dorian schließlich und holte Coco an der Hand zu sich in den Magnetkreis. In der anderen Hand das kompassähnliche Amulett, konzentrierte er sich auf ihr Ziel.

Im nächsten Moment wurden die weiß getünchten Häuser